



1920-09-23

Ein Ausflug in die Steppe.

Sifferman Mathilde

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay



Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19200923&seite=1&zoom=33>

BYU ScholarsArchive Citation

Mathilde, Sifferman, "Ein Ausflug in die Steppe." (1920). *Essays*. 289.

https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/289

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Ein Ausflug in die Steppe.

Mein Mann und ich hatten uns, von Wladikawkas kommend, in Prochladnaja getrennt. Ich fuhr im selben Zug weiter bis zur Mineralwasserstation. Er wollte einen Abstecher ans Kaspische Meer machen, wo ihm ein Wladikawkascher Geschäftsfreund günstigen Bodenkauf angetragen—und mich in einigen Tagen in Kislowoelsk treffen. Wir hatten damals etwas freies Geld und wollten Land erwerben. Aber mein Sinn stand nicht nach jenen verrufenen Gegenden, und schweren Herzens ließ ich ihn ziehen. Mir war bang und einsam im fremden Lande. Als ich ins Coupé zurückkehrte, betrachtete ich meine Reisegefährten, denen ich bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ein älterer Offizier, ein Dame, ein jüngerer Mann in unbestimmter Beamtenkappe. Bei etwas freundlicher Aufmerksamkeit tauen die Menschen auf, wie unter Sonnenstrahlen: „Ihr Mann ist hier zurückgeblieben?“, fragte die Dame. „Sind Sie hier ansässig?“ Sie selbst kam aus Wladikawkas, wo sie ihren jüngsten Sohn besucht hatte, der dort in der Kadettenschule ist. „Diese Ferien hat er bei einem Freund zugebracht, da mußte ich ihn zu Schulanfang aufsuchen, nicht wahr? Ein guter Junge, ein ordentlicher Junge, eine wirklich gute Erziehung genießt er...“ Der Oberstleutnant, alter Terekkosak, war auch aus dieser Schule. Jetzt nimmt er eine Stellung in der Selbstverwaltung ein—hält gar nichts von der Selbstverwaltung. Merkwürdig, in Rußland hält keiner etwas von dem, was er zunächst sieht. Wahrheitssucher sind sie alle, bis ins graue Alter. „Mein ältester Sohn ist Marineoffizier in der Schwarzen-Meer-Flotte. Ihn habe ich im Sommer gesehen. Er war einige Tage bei mir,“ sagte die Dame. „Was hat man von ihnen, wenn sie erwachsen sind? Vielleicht wenn’s Mädchen wären. — Ich lebe seit dem Tode meines Mannes bei meinem Bruder im Jekaterinoslawschen. Er hat das Gut geerbt: ich bin da geboren und aufgewachsen. Manchmal fragt man sich: Wo ist das Leben hingekommen? Und bin doch 27 Jahre verheiratet gewesen. Wahrhaftig, ich glaube oft, ich war nie fort von zu Haus. Wenn nicht die Sorge um die Kinder immer im Herzen nagte, und dann und wann ein Brief von ihnen käme...!“ „Wir haben keine Kinder, sagte der Oberstleutnant, „unser einziger Junge ist klein gestorben. Jetzt denken wir oft: er wäre im Krieg. Meine alte Amme lebt mit uns. Ja. Sie ist beinahe achtzig Jahre alt, aber so rüstig, daß sie allein den Haushalt besorgt. Meine Frau nimmt ihr freilich viel ab, das läßt sie zu, weil sie’s nicht merkt. Aber eine fremde Magd dürfte ihr nie ins Haus. Wir haben ein eigenes Haus—einen großen Garten—das viele Obst in diesem Jahr...“ „Ach ja, das viele Obst—wo es nur hinkommen mag,“ sagte die Dame, „es ist ein Sünde; auch bei uns war sehr viel Obst, wie zu Trotz, weil man nicht einkochen kann. Aber Sie haben wohl Zucker, wenn Sie in der Verwaltung sind?“ „Was ist das für ein verfaultes Land, in dem jeder so etwas denken kann! Ich habe kein Stäubchen Zucker mehr als andere und habe meiner Frau gesagt: Wen du mir einkochst, werf’ ich selbst den Kessel um...“ O, wie liebe ich die Gespräche in der Bahn, während die Räder rollen! Wie oft haben sie mich Herzensangst und Einsamkeit vergessen lassen; mir im Trostgefühl des Abschieds die Wärme menschlicher Nähe geschenkt! O ihr vielen, vielen Freunde weniger Stunden! welche Schicksale habe ich mit euch gelebt, Freud und Leid geteilt, innerste Wahrheiten erfahren, während die Rädern rollten. Der dritte Reisende, ja der dritte ist jedem Nichtrussen schwer zu erklären. Vor allem fehlt da alles, was selbstverständlich, jenseits von Gut und Böse ist, und worauf Ordnung, Sitte und Fortschritt beruhen. Was man landläufig „gut“ nennt, ist sehr reichlich vorhanden, aber so schleimiger, klebriger Stoff, daß es beschmutzt und zersetzt; davor hüte man sich. Hingegen sind da alle Schlechtigkeiten mit zähem Appetit und schlaudem Witz verbunden, und von der, durch Generationen erworbenen Erkenntnis gedämmt, daß man im Konflikt mit Obrigkeiten stets den Kürzeren zieht. In dieser, dem Bösen abgerungenen Brauchbarkeit liegt mehr Lebensbejahung als in zufälliger Tugend. Der Mann gefiel mir. Ich ließ mir seine Adresse geben. Er hieß Nikolai Leontjewitsch M. und lebte in Ussentuki, wenn er nicht unterwegs war; Maschineningenieur, Vertreter amerikanischer Firmen, Referent des Ackerbauministeriums. Kommissionär, Makler. Behaglich glitt der Zug über die breiten Geleise durch den Abend. Alle Arbeit ruht, die Menschen Atmen auf—soviel Gesang in der Luft. Liebe, liebe weite Welt!

Aus dem Kauf am Kaspischen Meer war gottlob nichts geworden. Hingegen ließ mein Mann den Portier an M. telefonieren, der tags darauf erschien und eine gemeinsame Fahrt wurde geplant. „Soll ich Feldbetten, Mundvorrat, mitnehmen?“ Er lachte verächtlich: „Wenn Sie mit mir reisen, meine Gnädigste, werden Sie auf 200 Werst im Umkreis in jedem Hause wie das leibliche Kind aufgenommen. Sie werden in Federbetten schlafen und Leckerbissen essen....!“ Ich muß gestehen, er hat nicht zu viel versprochen. Nur beruhte es nicht auf Beliebtheit und Macht, mit denen er prahlte, vielmehr auf der ihm eigenen Art, kurz zu fordern und auch auf der lockenden Atmosphäre von unabsehbaren Möglichkeiten und vorteilhaften Geschäften, die er um sich verbreitete. Außerdem handhabte er seine verschiedenen Funktionen virtuos als treffsichere Waffen.

Nach kurzer Nachtfahrt kamen wir bei Morgengrauen in Georgiewsk, einem der reichsten Getreidemärkte des Landes, an. Lang und breit lagen die von harten Furchen durchzogenen Gassen, zu deren beiden Seiten die weißen, einstöckigen Kosakenhäuser mit geschlossenen Läden schliefen. Staubige Bäume davor, Gärten und Höfe dahinter. Ein Stück gepflasterter Mittelpunkt mit Stadthäusern, Banken, Geschäften. Dann wieder das Bild des Riesendorfes. Vor einem schmucken Hause hält unser Wagen. Der Hausherr tritt uns auf der Schwelle entgegen, ein graubärtiger Kosak, Kaufmann und Landbesitzer. „Liebe Gäste,“ erläuterte M., und als solche hieß man uns willkommen. Samovar und Lakuska wurden aufgetragen. Die Männer besprachen das Geschäft, das uns hierher geführt. Ich folgte der hübschen, jungen Schwiegertochter zu dem kleinen Kind, das unaufhörlich schrie, Es war in dicke Tücher festgewickelt und hatte einen mit süßem Brei gefüllten Leinwandbeutel im Munde. Wir besprachen Frauensachen. Sie klagte über den Kleinen, der nicht gedieh. Ich sah das Häufchen Elend an, gab Ratschläge und gedachte des stolzen „Wiegenliedes der Kosakenmutter“ von Sermontow: „Schlaf, mein Liebling—holder Knab, *bajuschki baju*—friedlich blickt der Mond herab, Söhnchen, schlafe du.“ Die größeren Kinder waren schön und stark. Der junge Kosak, der im Hof sein Pferd putzte—der jüngste Sohn des Hauses—ist nur auf kurzem Urlaub hier; ach, es war höchste Not an Arbeitshänden, was wären wir ohne ihn geworden! Mein Mann, der war nun über ein Jahr nicht zu Hause, seit er mir den Quälgeist da gemacht—“ schlank und sehnig wie ein Edelhirsch. Ich wurde zu Tisch gerufen. Käse, Butter, Heringe, Tomaten, Gurken. Die Frauen nahmen an dem Mahl nicht teil.

Der Plan war entworfen; es wurde eingespannt. In einer prächtigen Troika fuhren wir zur Stadt hinaus. Durch die berstend heiße Steppe. Wellenförmig heb sich der Boden. M. schläft. Mein Mann sitzt gerade und aufmerksam. Ich will auch gerade und aufmerksam sitzen—wahrscheinlich schlafe ich. Wir fahren durch ein Tor in einen weiten Hof. Ein Greis begrüßt uns, Karl Karlowitsch, ein deutscher Kolonist, Alleinbesitzer. Mit ihm ist M. höflich wie mit uns. Er jedoch beachtet nur uns, erst forschend, dann freundlich. Langsam durch Hof und Garten zum Hause schreitend, erklärte er, alles zeigend: „Dieser Baum und dieser Strauch und jene Stauden, diese Blumen, diese Grasart.“ ... Viele umgeben ihn, alle scheinen ihm ähnlich. Ich bin nun ganz wach und aufnahmefähig. Überwach, beinahe hellsehend. Die Luft scheint mir dünn, ich sehe alles wie aus weiter Ferne, doch mit besonderer Deutlichkeit. Wir sitzen in der Laube, Brot und Wein sind aufgetischt. Der Alte spricht allein und bedachtsam. Er scheint mir satt und rund, hohl wie eine reife Melone, die alle Kraft und Wärme des Sommers in sich aufgesogen hat und der die nächste Stunde Fäulnis bringt. Er scheint ein Weiser, denke ich, und ist doch nur eine Melone. M. trinkt zu viel Wein, denke ich noch, und—sonderbar—denke ich auch—um wie viel mehr Menschliches und Göttliches in seinem gemeinen Gesicht ist als in dem edlen des Patriarchen. Ich begreife, daß auch das Beste keinen Wert hat, wenn es nur um seiner selbst willen da ist. Eine unendliche Liebe zu Gott und dem Menschen erfaßt mich. Männer, Frauen und Kinder kommen und gehen um uns herum, sie alle gleichen dem Alten. Mein Mann schenkt mir Wein ein: „Überwinde dich,“ sagt er, „die Hitze ist jetzt vorbei, trink einen festen Schluck, du darfst dir nur nicht nachgeben.“ Als wir wieder im Wagen saßen, war kühle Dunkelheit gekommen, würzig duftete die Erde, nüchtern und unbeteiligt blickte der Viertelmond herab. Ich war wieder ganz wohl, wir waren alle heiter und gesprächig. „Zwanzig Kilometer noch, Barinja, dann liegen Sie in einem Federbett, in einem

Krösusschlosse, wie's auch im Ausland kein richtiges gibt," sagte M. Die Steppe sieht im Sternenlicht tiefblau aus. Der Kutscher erzählte von den Tschitschenzen, einem räuberischen Gebirgsvolk, das früher die Gegend unsicher gemacht, jetzt schon seit Jahren nicht mehr herunter gewesen: „Der letzte Überfall war auf das Gut, in das wir eben fahren. Ich war damals dort Pferdeknecht. Die Nacht war wie jede. Plötzlich standen wir im Hofe und schlugen uns mit den schwarzen Teufeln. Keiner wußte, wie es angefangen hat. Die Nacht war ganz dunkel, sie kamen nur in dunklen Nächten, verfluchte Hunde, und in großer Menge. Wir wußten, daß es nutzlos war, Widerstand zu leisten, Gott weiß, warum wir uns schlugen—, nur so in der Angst; als wir uns etwas besonnen hatten, fingen wir zu laufen an—, da geschah das Wunder. Iwan Alexandrowitsch war an der Haustür gestanden und zitterte wie Espenlaub. Wir wußten alle, daß er zitterte und totenblaß war, wir spürten es, später sagte jeder von uns: Der Barin zitterte und war totenblaß. Warum sollten wir uns totschiagen lassen, wenn er so dastand und nichts versuchte. Da geschah das Wunderbare. Gott verlieh ihm eine Wut, eine Wut—wie sie keiner vorher und nachher je gesehen. Mit bloßen Händen, bei meiner Seligkeit, ich spreche die Wahrheit, mit bloßen Händen ging er auf sie los—und die Satansbrut ist bis an die Zähne bewaffnet!! „Drin schlafen die Kinderchen," sagte er unaufhörlich, und würgte und hieb mit den Fäusten. „Zündet die Scheune an," rief er—, die brannte gleich, und wir waren alle so lustig geworden, so lustig. Das war ein Tanz. Wir haben unser siebzehn—vierzig Mann umgebracht. Und die Leichen sahen aus, schaurig—wie von wilden Tieren zerrissen. Die anderen liefen zu ihren Pferden, das können Sie mir glauben! Seitdem sind sie nicht mehr gekommen, aber einmal fällt es ihnen schon wieder ein...!"

„Iwan Alexandrowitsch' Großvater," erzählte M., „war ein Händler aus dem Wladimirschen. Mit dem Kasten auf dem Rücken ging er durchs Land, verkaufte Waren und kaufte den Generalen Boden ab. Zweieinhalb Rubel für die Desjatine, bei drei Rubel soll er schon gestöhnt haben und geklagt, man schinde ihn. Bis ans Grab ist er mit dem Kasten auf dem Rücken gegangen und hat keine gute Stunde gekannt. Sein Sohn, Iwan Alexandrowitsch' Vater, war ein schmucker Bursch, aber zu nichts gut. Eine Kaufmannstochter hat in sich genommen. Mit ihrem Geld baute er das Schloß mitten in der Steppe und legte Gärten an. Einkünfte hatte er keine, aber sie konnte ihm nichts versagen. Den Sohn ließen sie in Rostow studieren. Als der Vater starb, kehrte er wie ein fremder Herr zurück. Er fand den riesigen Bodenbesitz, das Schloß, die Gärten und viele Schulden. Seine Frau brachte ihm auch nichts, wohl aber eine Generalstochter. Die Banken gaben Geld auf den Boden, und er richtete die Wirtschaft ein. Achtzehn Jahre sind das her. Jetzt ist er weit und breit der reichste und mächtigste Mann. Ich selber habe ihm um mehr als eine Million Maschinen geliefert. Eine Menge Weideland in den Bergen hat er zusammengekauft, mit dem früher nichts anzufangen war, da hält er im Sommer die Herden und hat Käsereien gebaut. Er hat so große Schafherden, daß er mehr Hunde halten muß, als andere reiche Besitzer Schafe haben. Ich will ihn bitten, daß er Ihnen eine Ecke irgendwo verkauft, was liegt ihm daran, und ich kann gern dafür nach Petersburg berichten, daß er Mißernte gehabt...!" Wir kamen an. Feenhaft lag das Schloß frei in der Steppe. Abseits die Dienerhäuser. Dahinter rauschte der finstere Park. Der Nachtwächter kam herbeigelaufen. M. Klopfte an die Haustür. Wir warteten. M. klopfte stärker. Aus den Nebengebäuden kam das Gesinde herbei. Schläge prasselten an Tür und Läden. Ein Diener sagte: „Die Barinja sind mit den Kindern gestern abgereist. Da haben der Barin getrunken. Unsere Gewohnheiten sind steppenbäuerisch. Was soll man tun in einem leeren Haus? Nur die alte Agrafena schläft noch im Hause, und die ist sehr taub. Wenn die Herrschaften mit der Mägdestube vorlieb nehmen wollten—, so könnten diese ins Heu schlafen gehen.“ Mein Mann und ich wollten gern, aber M. blieb unerbittlich: „Ich soll mir so das Gesicht in den Schmutz stecken, daß ich mit meinen Freunden im Dienerhaus übernachte? schrie er außer sich, „ja man wird mit Fingern auf mich zeigen; ja ich kann mich auf der Welt nicht mehr blicken lassen.“— „Es könnte auch sein, daß der Barin noch nicht ganz bei sich ist," warnte ein alter Knecht, „da ist er wie ein wunder Eber. Möchte Euer Wohlgeboren ihm lieber den Schlaf lassen, den seine Gesundheit verlangt.“ — „Was, Eber," tobte M., „ein Schwein ist er, ein betrunkenes Schwein, solche habe ich viele im Leben getroffen, und sie zu fürchten aufgehört.“

Mein Mann und ich saßen noch immer auf dem Wagen und lachten so sehr, daß wir zu schwach zu einer Meinung und lachten so sehr, daß wir zu schwach zu einer Meinung waren. Da erschien ein altes Weiblein an einem Fenster. „Still, still, weckt nur den Barin nicht, ich komme gleich hinunter, sehen, was es gibt.“ Sie erkannte M. und schrie die Leute an: „Was steht ihr herum und tut nichts? Begreift ihr nicht, daß die Herrschaften hier übernachten wollen? Findet sich keiner, der anklopfen würde? Die Barinja, das Täubchen, Gott segne sie—steht ganz erschöpft aus. Die Gastzimmer sind bereit, nur die Betten nicht überzogen, wenn die Herrschaften sich ein wenig gedulden, wird es geschehen sein. Bitte, einzutreten, aber leise, denn des Barin Schlaf ist leicht...!“

Und nun lag ich wirklich in einem Federbett. Während der kurzen Minuten, ehe ich einschlief, schlugen meine Zähne vor Müdigkeit und Erregung aneinander. Ich erwachte im stockdunklen Raum und begriff nicht, daß ich nachts schon so völlig ausgeschlafen sein konnte. Süß fühlte ich das ungeheure Ruhebedürfnis befriedigt. Ich setzte mich auf; da merkte ich dünne, dünne Lichtfäden, die durch Stellen der Wand drangen. Es waren faustdicke Läden fest verriegelt und mit schweren Barren versehen, Mühsam stieß ich sie auf. Die Sonne stand schon hoch am Himmel; es war 11 Uhr. Ich ging durch das leere Haus, durch viele schöne Zimmer mit Parkettböden und kostbaren Möbeln. An jeder Tür klopfte ich, wartete, öffnete furchtsam, fand das Zimmer leer und ging weiter. Vor dem Schloß, in einer Laube saßen die Herren. Der gutmütig bärenhafte Hausherr, — so mußte er aussehen, mir war, als müßte ich ihn schon lange kennen—begrüßte mich herzlich. Land konnte er keines abgeben, das stand schon fest, denn er hatte sich verschworen, niemals ein Stückchen seines Bodens zu verkaufen. „Ihm danke ich, was ich bin und habe, ihm diene ich; er rächt sich für Untreue. Meinen Kindern predige ich es. Wie könnte ich hoffen, daß sie mein Gebot halten, wenn ich selbst es breche!“ Dagegen war nichts zu sagen. Hingegen zeigte er überschwengliche Freude über unseren Besuch und unterhielt sich königlich über jedes unserer Worte. Die ganze Wirtschaft, Ställe, Maschinenräume und Speicher, die Stärkefabrik, den Garten, alles mußten wir besehen. Ein Heer von Angestellten folgte uns von ferne, und einzelne, herbeigerufen, mußten Auskunft geben oder die Reden des Barin bestätigen. Es war wirklich prächtig. Von köstlichen Mahlzeiten wurde die Arbeit unterbrochen. Abends tranken die Herren sehr viel und ich ging früh zu Bett. Am nächsten Morgen fuhren mein Mann und ich weg. M. blieb zurück, der Barin mochte so ungern allein trinken. Schnurstracks nach Georgiewsk—und wir erreichten den Bahnhof, als gerade der Schnellzug einfuhr.

Mathilde Siffermann.

Feuilleton.

Ein Ausflug in die Steppe.

Mein Mann und ich hatten uns, von Wladikawkas kommend, in Prochladnaja getrennt. Ich fuhr im selben Zug weiter bis zur Mineralwasserstation. Er wollte einen Absteher ans Kaspische Meer machen, wo ihm ein Wladikawkasscher Geschäftsfreund günstigen Bodenkau angebot — und mich in einigen Tagen in Kislowoelst treffen. Wir hatten damals etwas freies Geld und wollten Land erwerben. Aber mein Sinn stand nicht nach jenen verrufenen Gegenden, und schweren Herzens ließ ich ihn ziehen. Mir war bang und einsam im fremden Lande. Als ich ins Coupé zurückkehrte, betrachtete ich meine Reisegefährten, denen ich bisher keine Aufmerksamkeit geschenkt. Ein älterer Offizier, eine Dame,

ein jüngerer Mann in unbestimmter Beamtenkappe. Bei etwas freundlicher Aufmerksamkeit tauen die Menschen auf, wie unter Sonnenstrahlen: „Ihr Mann ist hier zurückgeblieben?“, fragte die Dame. „Sind Sie hier ansässig?“ Sie selbst kam aus Wladikawskas, wo sie ihren jüngsten Sohn besucht hatte, der dort in der Kadettenschule ist. „Diese Ferien hat er bei einem Freund zugebracht, da mußte ich ihn zu Schulansfang auffuchen, nicht wahr? Ein guter Junge, ein ordentlicher Junge, eine wirklich gute Erziehung genießt er...“ Der Oberstleutnant, alter Terelkosal, war auch aus dieser Schule. Jetzt nimmt er eine Stellung in der Selbstverwaltung ein — hält gar nichts von der Selbstverwaltung. Merkwürdig, in Rußland hält keiner etwas von dem, was er zunächst sieht. Wahrheitsfucher sind sie alle, bis ins graue Alter. „Mein ältester Sohn ist Marineoffizier in der Schwarzen-See-Flotte. Ihn habe ich im Sommer gesehen. Er war einige Tage bei mir,“ jagte die Dame. „Was hat man von ihnen, wenn sie erwachsen sind? Vielleicht wenn's Mädchen wären. — Ich lebe seit dem Tode meines Mannes bei meinem Bruder im Zefaterinoslawtschen. Er hat das Gut geerbt; ich bin da

geboren und aufgewachsen. Manchmal fragt man sich: Wo ist das Leben hingekommen? Und bin doch 27 Jahre verheiratet gewesen. Wahrhaftig, ich glaube oft, ich war nie fort von zu Haus. Wenn nicht die Sorge um die Kinder immer im Herzen nagte, und dann und wann ein Brief von ihnen käme. . . ." Wir haben kein: Kinder, sagte der Oberstleutnant, „unser einziger Junge ist klein gestorben. Setzt denken wir oft: er wäre im Krieg. Meine alte Amme lebt mit uns. Ja. Sie ist beinahe achtzig Jahre alt, aber so rüstig, daß sie allein den Haushalt besorgt. Meine Frau nimmt ihr freilich viel ab,“ das läßt sie zu, weil sie's nicht merkt. Aber eine fremde Magd dürfte ihr nie ins Haus. Wir haben ein eigenes Haus — einen großen Garten — das viele Obst in diesem Jahr. . . ." „Ach ja, das viele Obst — wo es nur hinkommen mag,“ sagte die Dame, „es ist ein Sünde; auch bei uns war sehr viel Obst, wie zu Troz, weil man nicht einkochen kann. Aber Sie haben wohl Zucker, wenn Sie in der Verwaltung sind?“ „Was ist das für ein verfaultes Land, in dem jeder so etwas denken kann! Ich habe kein Stäubchen Zucker mehr als andere und habe meiner Frau gesagt: Wenn du mir einkochst, werf' ich selbst den Kessel um. . . ." O, wie liebe ich die Gespräche in der Bahn, während die Räder rollen! Wie oft haben sie mich Herzensangst und Einsamkeit vergessen lassen; mir im Trostgefühl des Abschieds die Wärme menschlicher Nähe geschenkt! O ihr vielen, vielen Freunde weniger Stunden!, welche Schicksale habe ich mit euch gelebt, Freud und Leid geteilt, innerste Wahrheiten erfahren, während die Räder rollten. Der dritte Reisende, ja der dritte ist jedem Nichtrussen schwer zu erklären. Vor allem fehlt da alles, was selbstverständlich, jenseits von Gut und Böse ist, und worauf Ordnung, Sitte und Fortschritt beruhen. Was man landläufig „gut“ nennt, ist sehr reichlich vorhanden, aber so schleimiger, klebriger Stoff, daß es beschmutzt und zerfällt; davor hüte man sich. Hingegen sind da alle Schlechtigkeiten mit zähem Appetit und schlaudem Wisz verbunden, und von der, duray Generationen erworbenen Erkenntnis gedämmt, daß man im Konflikt mit Obrigkeiten stets den Kürzeren zieht. In dieser, dem Bösen abgerungenen Brauchbarkeit liegt mehr Lebensbejahung als in zufälliger Tugend. Der Mann gefiel mir. Ich ließ mir seine Adresse geben. Er hieß Nikolai Leontjewitsch M. und lebte in Wssentuki, wenn er nicht unterwegs war; Maschineningenieur, Vertreter amerikanischer Firmen, **Referent des Ackerbauministeriums, Kommissonär,**

Mafler. Beaglich glitt der Zug über die breiten Geleife durch den Abend. Alle Arbeit ruht, die Menschen atmen auf — joviel Gefang in der Luft. Liebe, liebe weite Welt!

Aus dem Kauf am Kaspifchen Meer war gottlob nichts geworden. Hingegen ließ mein Mann den Portier an W. telephonieren, der tags darauf erschien und eine gemeinjame Fahrt wurde geplant. „Soll ich Feldbetten, Mundvorrat, mitnehmen?“ Er lachte verächtlich: „Wenn Sie mit mir reifen, meine Gnädigste, werden Sie auf 200 Werst im Umkreis in jedem Hause wie das leibliche Kind aufgenommen. Sie werden in Federbetten schlafen und Lederbissen essen . . .!“ Ich muß gestehen, er hat nicht zu viel versprochen. Nur beruhte es nicht auf Beliebtheit und Macht, mit denen er prahlte, vielmehr auf der ihm eigenen Art, kurz zu fordern und auch auf der lodenden Atmosphäre von unabsehbaren Möglichkeiten und vorteilhaften Geschäften, die er um sich verbreitete. Außerdem handhabte er seine verschiedenen Funktionen virtuos als trefflichere Waffen.

Nach kurzer Nachtfahrt kamen wir bei Morgengrauen in Georgiewsk, einem der reichsten Getreidemärkte des Landes, an. Lang und breit lagen die von harten Furchen durchzogenen Gassen, zu deren beiden Seiten die weißen, einstöckigen Kosakenhäuser mit geschlossenen Läden schloffen. Staubige Bäume davor, Gärten und Höfe dahinter. Ein Stück gepflasterter Mittelpunkt mit Stadthäusern, Banken, Geschäften. Dann wieder das Bild des Riesendorfes. Vor einem schmucken Hause hält unser Wagen. Der Hausherr tritt uns auf der Schwelle entgegen, ein graubärtiger Kosak, Kaufmann und Landbesitzer. „Liebe Gäste,“ erläuterte W., und als solche hieß man uns willkommen. Samovar und Rakuska wurden aufgetragen. Die Männer besprachen das Geschäft, das uns hieher geführt. Ich folgte der hübschen, jungen Schwiegertochter zu dem Kleinen Kind, das unaufhörlich schrie. Es war in dicke Lächer festgewickelt und hatte einen mit süßem Brei gefüllten Leinwandbeutel im Munde. Wir besprachen Frauensachen. Sie klagte über den Kleinen, der nicht gedieh. Ich sah das Häuschen Glend an, gab Ratschläge und gedachte des stolzen „Wiegenliedes der Kosakenmutter“ von Sermontow: „Schlaf, mein Liebling — holder Knab', hajusehki haju — friedlich blüht der Mond herab, Eöhnen, schlafe du.“ Die größeren Kinder waren schön und stark. Der junge Kosak, der im Hof sein Pferd putzte — der jüngste Sohn des Hauses — ist nur auf kurzem

Urlaub hier; ach, es war höchste Not an Arbeitshänden, was wären wir ohne ihn geworden! Mein Mann, der war nun über ein Jahr nicht zu Hause, seit er mir den Quälgeist da gemacht — schlant und sehnig wie ein Edelhirsch. Ich wurde zu Tisch gerufen, Käse, Butter, Seringe, Tomaten, Gurken, Die Frauen nahmen an dem Mahl nicht teil.

Der Plan war entworfen; es wurde eingespannt. In einer prächtigen Troika fuhren wir zur Stadt hinaus. Durch die berstend heiße Steppe. Wellenförmig hebt sich der Boden. M. schläft. Mein Mann sitzt gerade und aufmerksam. Ich will auch gerade und aufmerksam sitzen — wahrscheinlich schlafe ich. Wir fahren durch ein Thor in einen weiten Hof. Ein Greis begrüßt uns, Karl Karlovitsch, ein deutscher Kolonist, Alleinbesitzer. Mit ihm ist M. höflich wie mit uns. Er jedoch beachtet nur uns, erst forschend, dann freundlich. Langsam durch Hof und Garten zum Hause schreitend, erklärte er, alles zeigend: „Dieser Baum und dieser Strauch und jene Stauden, diese Blumen, diese Grasart.“ ... Viele umgeben ihn, alle scheinen ihm ähnlich. Ich bin nun ganz wach und aufnahmefähig. Ueberwach, beinahe hellsehend. Die Luft scheint mir dünn, ich sehe alles wie aus weiter Ferne, doch mit besonderer Deutlichkeit. Wir sitzen in der Laube, Brot und Wein sind aufgetischt. Der Alte spricht allein und bedächtig. Er scheint mir satt und rund, hohl wie eine reife Melone, die alle Kraft und Wärme des Sommers in sich aufgesogen hat und der die nächste Stunde Fäulnis bringt. Er scheint ein Weiser, denke ich, und ist doch nur eine Melone. M. trinkt zu viel Wein, denke ich noch, und — sonderbar — denke ich auch — um wie viel mehr Menschliches und Göttliches in seinem gemeinen Gesicht ist als in dem edlen des Patriarchen. Ich begreife, daß auch das Beste keinen Wert hat, wenn es nur um seiner selbst willen da ist. Eine unendliche Liebe zu Gott und dem Menschen ergreift mich. Männer, Frauen und Kinder kommen und gehen um uns herum, sie alle gleichen dem Alten. Mein Mann schenkt mir Wein ein: „Ueberwinde dich,“ sagt er, „die Hitze ist jetzt vorbei, trink einen festen Schluck, du darfst dir nur nicht nachgeben.“ Als wir wieder im Wagen saßen, war kühle Dunkelheit gekommen, würzig duftete die Erde, nüchtern und unbeteiligt blickte der Viertelmond herab. Ich war wieder ganz wohl, wir waren alle heiter und gesprächig. „Zwanzig Kilometer noch, Barinja, dann liegen Sie in einem Federbett, in einem **Orkusstolze**, wie's auch im **Orkusstolze** ist.“

richtigeres gibt," sagte M. Die Steppe sieht im Sternenslicht tiefblau aus. Der Rutscher erzählte von den Tschitschenzen, einem räuberischen Gebirgsvolk, das früher die Gegend unsicher gemacht, jetzt schon seit Jahren nicht mehr herunter gewesen: „Der letzte Ueberfall war auf das Gut, in das wir eben fahren. Ich war damals dort Pferdewecht. Die Nacht war wie jede. Plötzlich standen wir im Hofe und schlugen uns mit den schwarzen Teufeln. Keiner wußte, wie es angefangen hat. Die Nacht war ganz dunkel, sie kamen nur in dunklen Nächten, versuchte Hunde, und in großer Menge. Wir wußten, daß es nutzlos war, Widerstand zu leisten, Gott weiß, warum wir uns schlugen — nur so in der Angst; als wir uns etwas besonnen hatten, fingen wir zu laufen an —, da geschah das Wunder. Swan Alexandrowitsch war an der Haustür gestanden und zitterte wie Espenlaub. Wir wußten alle, daß er zitterte und totenblaß war, wir spürten es, später sagte jeder von uns: Der Barin zitterte und war totenblaß. Warum sollten wir uns tothschlagen lassen, wenn er so da stand und nichts versuchte. Da geschah das Wunderbare. Gott verlieh ihm eine Wut, eine Wut — wie sie keiner vorher und nachher je gesehen. Mit bloßen Händen, bei meiner Seligkeit, ich spreche die Wahrheit, mit bloßen Händen ging er auf sie los — und die Satansbrut ist bis an die Zähne bewaffnet!! „Drin schlafen die Kinderchen," sagte er unaufhörlich, und würgte und hieb mit den Fäusten. „Zündet die Scheune an," rief er —, die brannte gleich, und wir waren alle so lustig geworden, so lustig. Das war ein Tanz. Wir haben unser Viebzehn — vierzig Mann umgebracht. Und die Leichen sahen aus, schaurig — wie von wilden Tieren zerrissen. Die anderen liefen zu ihren Pferden, das können Sie mit glauben? Seitdem sind sie nicht mehr gekommen, aber einmal fällt es ihnen schon wieder ein . . .!"

„Swan Alexandrowitsch' Großvater," erzählte M., war ein Händler aus dem Wladimirischen. Mit dem Kasten auf dem Rücken ging er durchs Land, verkaufte Waren und kaufte den Generalen Boden ab. Zweieinhalb Rubel für die Desjatine, bei drei Rubel soll er schon gestöhnt haben und gellagt, man schinde ihn. Bis ans Grab ist er mit dem Kasten auf dem Rücken gegangen und hat keine gute Stunde gekannt. Sein Sohn, Swan Alexandrowitsch' Vater, war ein schmuder Bursch, aber zu nichts gut. Eine Kaufmannstochter hat ihn sich genommen. Mit ihrem Geld baute er das Schloß mitten in der Steppe und legte Gärten an. Einkünfte hatte er

leine, aber sie konnte ihm nichts versagen. Den Sohn ließen sie in Rostow studieren. Als der Vater starb, kehrte er wie ein fremder Herr zurück. Er fand den riesigen Bodenbesitz, das Schloß, die Gärten und viele Schulden. Seine Frau brachte ihm auch nichts, wohl aber eine Generalstochter. Die Banken gaben Geld auf den Boden, und er richtete die Wirtschaft ein. Vierzehn Jahre sind das her. Jetzt ist er weit und breit der reichste und mächtigste Mann. Ich selber habe ihm um mehr als eine Million Maschinen geliefert. Eine Menge Weideland in den Bergen hat er zusammengekauft, mit dem früher nichts anzufangen war, da hält er im Sommer die Herden und hat Käsereien gebaut. Er hat so große Schaafherden, daß er mehr Hunde halten muß, als andere reiche Besitzer Schafe haben. Ich will ihn bitten, daß er Ihnen eine Car irgendwo verkauft, was liegt ihm daran, und ich kann gern dafür nach Petersburg berichten, daß er Mißernte gehabt . . .!“ Wir kamen an. Feenhaft lag das Schloß frei in der Steppe. Abseits die Dienershäuser. Dahinter rauschte der finstere Park. Der Nachtwächter kam herbeigelaufen. M. klopfte an die Haustür. Wir warteten. M. klopfte stärker. Aus den Nebengebäuden kam das Gesinde herbei. Schläge prasselten an Tür und Läden. Ein Diener sagte: „Die Barinja sind mit den Kindern gestern abgereist. Da haben der Barin getrunken. Unsere Gewohnheiten sind steppenbäuerlich. Was soll man tun in einem leeren Haus? Nur die alte Agrasena schläft noch im Hause, und die ist sehr taub. Wenn die Herrschaften mit der Mägdestube vorlieb nehmen wollten —, so könnten diese ins Heu schlafen gehen.“ Mein Mann und ich wollten gern, aber M. blieb unerbittlich: „Ich soll mir so das Gesicht in den Schmutz stecken, daß ich mit meinen Freunden im Dienershaus übernachte?“ schrie er außer sich, „ja man wird mit Fingern auf mich zeigen; ja ich kann mich auf der Welt nicht mehr blicken lassen.“ — „Es könnte auch sein, daß der Barin noch nicht ganz bei sich ist,“ warnte ein alter Knecht, „da ist er wie ein wunder Eber. Möchte Euer Wohlgebot ihm lieber den Schlaf lassen, den seine Gesundheit verlangt.“ — „Was, Eber,“ tobte M., „ein Schwein ist er, ein betrunkenes Schwein, solche habe ich viele im Leben gekroffen, und sie zu fürchten aufgehört.“ Mein Mann und ich saßen noch immer auf dem Wagen und lachten so sehr, daß wir zu schwach zu einer Meinung waren. Da erschien ein altes Weiblein an einem Fenster. „Still, still, weckt nur den Barin nicht, ich komme gleich hinunter, sehen, was es gibt.“ Sie erkannte M.

und schrie die Leute an: „Was steht ihr herum und tut nichts? Begreift ihr nicht, daß die Herrschaften hier übernachten wollen? Findet sich keiner, der anklopfen würde? Die Barinja, das Täubchen, Gott segne sie — sieht ganz erschöpft aus. Die Gastzimmer sind bereit, nur die Betten nicht überzogen, wenn die Herrschaften sich ein wenig gedulden, wird es geschehen sein. Bitte, einzutreten, aber leise, denn des Barin Schlaf ist leicht . . . !“

Und nun lag ich wirklich in einem Federbett. Während der kurzen Minuten, ehe ich einschlief, schlugen meine Zähne vor Müdigkeit und Erregung aneinander. Ich erwachte im stockdunklen Raum und begriff nicht, daß ich nachts schon so völlig ausgeschlafen sein konnte. Süß fühlte ich das ungeheure Ruhebedürfnis befriedigt. Ich setzte mich auf; da merkte ich dünne, dünne Lichtfäden, die durch Stellen der Wand drangen. Es waren faustdicke Läden, fest verriegelt und mit schweren Barren versehen. Mühsam stieß ich sie auf. Die Sonne stand schon hoch am Himmel; es war 11 Uhr. Ich ging durch das leere Haus, durch viele schöne Zimmer mit Parkettböden und kostbaren Möbeln. An jeder Tür klopfte ich, wartete, öffnete zurchtsam, fand das Zimmer leer und ging weiter. Vor dem Schloß, in einer Laube saßen die Herren. Der gutmütig bärenhafte Hausherr, — so mußte er aussehen, mit war, als müßte ich ihn schon lange kennen — begrüßte mich herzlich. Land konnte er keines abgeben, das stand schon fest, denn er hatte sich verschworen, niemals ein Stückchen seines Bodens zu verkaufen. „Shm danke ich, was ich bin und habe, ihm diene ich; er rächt sich für Untrene. Meinen Kindern predige ich es. Wie könnte ich hoffen, daß sie mein Gebot halten, wenn ich selbst es breche!“ Dagegen war nichts zu sagen. Hingegen zeigte er überschwengliche Freude über unseren Besuch und unterhielt sich königlich über jedes unserer Worte. Die ganze Wirtschaft, Ställe, Maschinenräume und Speicher, die Stärkefabrik, den Garten, alles mußten wir besehen. Ein Heer von Angestellten folgte uns von ferne, und einzelne, herbeigerufen, mußten Auskunft geben oder die Reden des Barin bestätigen. Es war wirklich prächtig. Von köstlichen Mahlzeiten wurde die Arbeit unterbrochen. Abends tranken die Herren sehr viel und ich ging früh zu Bett. Am nächsten Morgen fuhr mein Mann und ich weg. M. blieb zurück, der Barin mochte so ungern allein trinken. Schnurstracks nach Georgiewsk — und wir erreichten den Bahnhof, als gerade der Schnellzug einfuhr.